

Briefe an den Redaktor

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : die führende Militärzeitschrift der Schweiz**

Band (Jahr): **72 (1997)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

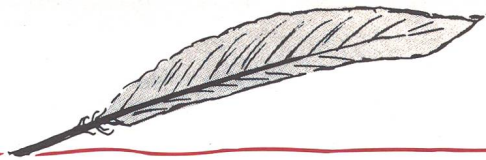
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>



DIE ARMEE AUF DEM PRÜFSTAND

Die Armee 1995 ist nun bald 2 Jahre auf dem Prüfstand. Die Erfahrungen sind zum Teil recht positiv. Aber es mussten auch einige Mängel festgestellt werden, meist solche, die eigentlich vorausgesehen waren. Zum Beispiel das Fehlen von genügend Instruktoressen oder die ungenügende Ausbildung der Einheitskommandanten. Wir sollten uns nicht mit der Analyse zufriedengeben, sondern nach dem bewährten Führungsvorgehen handeln: Beurteilung der Lage – Entscheid – und allen Widerwärtigkeiten zum Trotz ohne Verzug handeln.

Erst nach der Erledigung dieser Prioritäten sollten wir uns um eine Armee 2005 herumstreiten, denn in 10 Jahren wird die Welt anders, aber kaum besser aussehen. Die Vorzeichen lassen den Weltfrieden als Utopie erscheinen. Das Kriegsgeschrei wird sich verstärken. Daraus sollten wir einige Schlüsse ziehen:

1. Eine weitere Armeeschwächung sollte nicht riskiert werden.
2. Eine Berufsarmee wäre eine falsche Alternative und wäre gegen alle Erfahrungen in der Geschichte unserer Eidgenossenschaft. Sie wäre ein Alarmzeichen, dass der Wehrwille abgestorben ist.
3. Bestandesschwächen infolge der Entwicklung der Geburtenzahlen können durch folgende Massnahmen ausgeglichen werden:
 - Eine Verlängerung der Wehrpflicht.
 - Das grössere Engagement der Frauen. Wir haben heute im wehrpflichtigen Alter über 20% Frauen ohne Kinder. Gleiche Rechte – gleiche Pflichten, mit mehr Schwergewicht bei den Pflichten.
 - Wir haben einen Ausländerbestand von rund 20%, deren Altersdurchschnitt tiefer liegt als bei der Schweizer Bevölkerung. Mit den Bestrebungen für die Erleichterung der Einbürgerung müsste aber die Bereitschaft zur Wehrpflicht mitbezogen werden, nicht nur Fussball usw. Auch die Frage der Doppelbürgerschaft gehört dazu. Dabei ist die Behandlung des Themas wie im Film «Schweizermacher» kaum Vorbild. Wir dürfen den Schweizer Pass nicht abwerten, im Gegenteil. Die Erfahrung zeigt auch, dass viele neue Schweizer ihrem neuen Vaterland besser dienen als «verlotterte» Eidgenossen.

Es ist notwendig, dass wir diese Probleme ernsthaft, gründlich und rechtzeitig klären. Bei guter Aufklärung werden wir in unserem Lande genügend Verständnis finden.

Kaspar Rhyner, Uetendorf



ALTE KAMERADEN SUCHEN UND FINDEN SICH

Einer unserer Nachbarn in Breiten, der seine Ferien immer hier verbringt, hat als junger Kavallerie-Offizier den Russlandfeldzug mitgemacht. Ihm unterstellt war ein Lt Kaiser. Beiden gelang es, den Krieg zu überleben und unverehrt nach Deutschland zurückzukehren. Nach einigen Jahren trafen sie sich wieder, in Bielefeld, wo sich beide beruflich etabliert hatten. Seither pflegen sie eine gute Freundschaft. Bankdirektor Kaiser erzählte seinem Freund, dem Dortschy Egbert, immer wieder von seinen Erlebnissen in den Kämpfen um Stalingrad. Er erzählte ihm auch, wie er versuchte, mit drei andern aus dem Kessel Stalingrad auszubrechen. Sie seien aber in Gefangenschaft geraten und dort getrennt worden. Einer davon habe Horst Zank geheissen, den suche er immer noch. **Ob der wohl noch lebt?**, sei die stets wiederholte Frage gewesen.

GMS-Mitglied Willi Naef erzählt seinem Nachbarn

Dortschy, dass er auf einer Studienreise Stalingrad besuchen wird. Egbert leiht ihm einige Bücher dazu. Willi lernt auf dieser Reise verschiedene interessante Leute kennen. Einer davon heisst Horst Zank, ist Oberst und hat ein Buch geschrieben über seine Erlebnisse im Krieg um Stalingrad und über seine Gefangenschaft. Willi kauft das Buch und schenkt es dem deutschen Nachbarn. Dieser ist so gefesselt davon, dass er die ganze Nacht liest und dabei auf folgendes stösst: Zank beschreibt, wie er mit drei andern 1943 aus dem Kessel ausbrechen wollte, dabei aber in Gefangenschaft geriet. Sie wurden bald einmal getrennt. Einer davon hiess Kaiser. **Ob der wohl noch lebt?**

Ganz aufgeregt kommt Tags darauf unser Nachbar gerannt. Er hat seinem Freund telefoniert und von der Entdeckung berichtet. Genau so hatte sein Freund ihm das doch immer beschrieben, mit diesem Ausbrechen mit dem Zank zusammen. Das ist ja unerhört.

Was, der lebt noch?

Ich schaue auf die Uhr. Es ist noch früh genug. Ein Telefon an unseren Präsidenten, Dr. Herdener, der Oberst Zank persönlich kennt. Ich erhalte spontan Adresse und Telefonnummer. Egbert kann kaum erwarten, Kaiser am nächsten Tag wieder anzurufen. Die beiden Kriegskameraden werden sich wieder treffen, nach mehr als 50 Jahren. Dazu beigetragen hat der Zufall, das Schicksal, die GMS-Studienreise Stalingrad und das Buch von Oberst Zank.

Sie leben noch!

Ursula Bonetti, Breiten VS



1000 JAHRE ÖSTERREICH DIE HABSBURGER UND DIE EIDGENOSSENSCHAFT

Erwiderung auf den Leserbrief von Herrn Robert Kunz

Die Schweizer Geschichte hat im Rahmen der Geschichtswissenschaften in den letzten Jahrzehnten einen starken Paradigmenwechsel weg von einer via durch den nationalen Integrationsprozess im 19. Jahrhundert geprägten Nationalgeschichte hin zu einer möglichst wertneutralen, will sagen möglichst objektiven Geschichte einer Region (in unserem Fall des Gebietes der heutigen Schweiz) durchgemacht. Immer wieder muss im Zusammenhang mit dieser Entwicklung festgestellt werden, dass dieser Wechsel von einem Teil unserer Bevölkerung dahingehend interpretiert wird, als dass wir Historiker damit die Schweiz in ihrer Existenz angreifen wollten, indem wir das bewährte (und somit richtige) Geschichtsbild verzerren. Dies ist aber gewiss nicht so: vielmehr geht es darum, durch neue Forschungen die Anzahl der Löcher im schwarzen Tuch, das sich verdunkelnd über die Ereignisse vergangener Jahrhunderte legt, zu vergrössern. «Überlieferte Beweise zählen als einziges Nachweismaterial!» schreibt Herr Kunz. Richtig, aber welche Quellen sind uns überhaupt überliefert? Schriftlichkeit ist ein Teil eines bestimmten Kommunikationsprozesses, dh, sie ist in bestimmten sozialen Kontexten entstanden und wurde für bestimmte soziale Zwecke gebraucht. Der Bundesbrief von 1291 zwischen Uri, Schwyz und Unterwalden beispielsweise ist vermutlich erst entstanden, als die kaiserliche Kanzlei ein Dokument brauchte, worin steht, dass die drei Talschaften selber für Frieden sorgen können. Was die drei Waldstätte untereinander abgemacht hatten, brauchte nicht schriftlich zu werden; wer hätte denn auch den lateinischen Text lesen sollen? Nebenbei: Es gibt natürlich Dutzende von

Bundesbriefen (zB auch einen von 1291 von Zürich mit Uri und Schwyz!), waren doch quasi sämtliche Bündnisse zwischen den Orten, ausgenommen das Stanser Verkommnis 1481, das bis ins 18. Jahrhundert die einzige gemeinsame Aktion der Eidgenossen darstellt, nur bilateraler Natur. Doch ich will nicht abschweifen, sondern zu den Quellen allgemein zurückkehren. Quellen sagen uns zunächst gar nichts. Worauf es ankommt, ist einzig und allein, welche Fragen wir an die Quellen stellen. Diese Fragen aber sind oft auch abhängig von unserem eigenen historischen Standpunkt. Dass man zum Beispiel im 19. Jahrhundert vermehrt Gewicht auf Formulierungen in Chroniken legte, wo stand, dass die Eidgenossen einander als «truiwe friunde» zu Hilfe eilten, und stillschweigend darüber hinwegging, dass in Urkunden abgerechnet wurde, wieviel der bedrohte «Bundesgenosse» seinen «treuen Freunden» dafür zu bezahlen hatte, mag angesichts der Situation um 1848, als es galt, ein Konglomerat von verschiedenen Einzelstaaten zu einem multikulturellen Staat mit eigener Identität zusammenzuschweissen, nicht verwundern. Dass es aber auch heute noch Leute gibt, die Forschung mit Nestbeschmutzung verwechseln, das erstaunt mich schon mehr, und dagegen wehre ich mich: als Geschichtsstudent und als Offizier unserer Schweizer Armee!

Peter Braun



DANKESCHÖN

Hiermit möchte ich all denjenigen meinen herzlichen Dank aussprechen, welche während der Kriegsjahre für unsere Heimat Haus, Hof und Familie verlassen haben, um an der Grenze zu stehen, irgendwo, manchmal einsam und der Kälte trotzend ausgeharrt, damit die Deutschen nicht auf die Idee kamen, auch unsere Väter und Grossväter abzuholen und nach Russland an die Front zu schicken. Ich möchte jener Generation danken, dass sie den Willen und den Glauben an sich selbst auch in den schwersten Stunden nicht aufgegeben hat und uns mit ihrem Verhalten vorgezeigt hat, was Liebe zur Heimat bedeutet. Lassen Sie die Medien und Intellektuellen in ihrem Glauben, die Schweiz sei wegen ihrer Verbindungen zu Hitler-Deutschland verschont geblieben. Glaube macht ja schliesslich selig. Und regen Sie sich nicht weiter auf. Was von den Medien über dieses Nazigold so aufgebauscht, so lange in Zeitungen, Radio und Fernsehen herumgereicht wird, gerät ebenso schnell wieder in Vergessenheit.

Peter Fässler, Unteres Hörli, 9053 Teufen



WIE ES MIR GERADE SO PASST

Frankreich testete Atombomben. Weltweite Empörung. Mittelschüler, Erwachsene usw. demonstrierten. Die Medien berichteten, ja überschlugen sich. China erprobt Atombomben und Interkontinentalraketen. Reichweite 6000 bis 13000 km. Damit werden alle Ziele erreicht, die sich China vorstellt. Die Sprengkraft der nahezu 200 Testwaffen, die während des Kalten Krieges auf der Insel Nowaja Semlja (Sowjetunion) getestet wurden, war grösser als die aller anderen Nuklearversuche in der Welt zusammen. Die Russen züchten unbesiegbare Killerbakterien (bacillus anthracis). Hat da jemand etwas gesagt, befürchtet?

Eugen Züst, Niederhof

ICH HABE GENUG

Ich habe genug von den allzu selbstgerechten Personen und Organisationen unseres Landes, welche die Weltkriegsgeneration der Schweiz als charakterlich verwerflich mitschuldig am grössten Verbrechen an wehrlosen Menschen machen will. Ich habe auch genug von Medien, welche uns fast täglich die Mitverantwortung an dem Unrecht und Leid am jüdischen Volk im Zweiten Weltkrieg suggerieren wollen.

Wir wussten in der Schweiz, dass Hitler-Deutschland die Juden zu Unmenschen machte und sie plagte. Das von einem geflüchteten Lagerinsassen vor dem Krieg geschriebene Buch «Die Moorsoldaten» wurde damals auch von uns Jugendlichen herumgeboten und verschlungen. Von schändlich gepinigten Inhaftierten war zu lesen, keine Rede von organisierter Ausrottung von Menschen. Die Nachrichten und entsetzlichen Bilder über die Todeslager erreichten uns erst in den letzten Monaten des Krieges. Darum halte ich es für eine fahrlässige Unterstellung zu behaupten, dass die Schweiz im Wissen über die Tötung von Juden Flüchtlinge an der Grenze abgewiesen hat.

Meine Jugendzeit verbrachte ich in einem Ostschweizer Dorf von etwas mehr als tausend Einwohnern. Bei vielen Familien war Schmalhans zu Gast. Von der Krise, insbesondere der Stickerei-Industrie, hatte man sich noch nicht erholt. Unsere Jahrgänge mussten nach dem Schulabschluss «auswandern», um sich beruflich ausbilden zu lassen. In einem sehr kargen Umfeld hatten wir rund 150 jüdische Flüchtlinge im Dorf aufzunehmen. In vielen Hunderten von Ortschaften wurden über 200 000 Flüchtlinge untergebracht, täglich strömten weitere über die Grenzen. In unserem Heim lebte fast zwei Jahre eine Flüchtlingsfamilie. Die kleine Wohnung gab wenig Platz her, und das schon bald rationierte Brot musste sorgsam aufgeteilt werden. Wir waren alle bereit, die Not der Flüchtlinge weitmöglichst mitzutragen. Später, im Krieg, wurden während Jahren geflüchtete alliierte Soldaten in einem leerstehenden Fabrikareal untergebracht. Mit ihnen durften wir Jungen gelegentlich sportliche Wettkämpfe absolvieren. Kaum 16 Jahre geworden, meldete ich mich freiwillig zur Ortswehr. Ich wurde vereidigt und dazu ausgebildet, nicht nur unser Dorf, sondern auch die darin aufgenommenen Fremden unter dem Einsatz meines jungen Lebens gegenüber einem Angreifer zu verteidigen. Ich empfinde es als widerlich, wenn sogenannte Junghistoriker und Politiker mit der verlangten Aufarbeitung der Geschichte glauben machen wollen, dass **nicht** der Verteidigungswille unserer Armee und **nicht** der starke Durchhaltewille unseres Volkes dazu beigetragen hat, unser Land vor den Schrecken eines Krieges zu bewahren. Auch viele der in letzter Zeit vom Ausland her gemachten Unterstellungen empfinde ich als Beleidigung uns Schweizern gegenüber.

Es lohnt sich, über die Frage der Mitschuld das im Verlag Huber, Frauenfeld, erschienene Buch «Freispruch für die Schweiz» des verlässlichen Zeitzeugen, Prof Dr Ernst Leisi, zu lesen.

Edwin Hofstetter, Frauenfeld



DU SOLLST NICHT TÖTEN

Wer kennt dieses Gebot nicht? Und schon sind wir mitten drin. Schülerinnen und Schüler durften/mussten in der Schule englisch, französisch oder lateinisch übersetzen. Je nach Schwierigkeitsgrad war dies eine vertrackte Sache. Martin Luther, dessen Übersetzung des Neuen Testaments auch eine gewaltige Leistung für die deutsche Sprache bedeutet, musste aus dem Griechischen übersetzen. Also nicht aus der richtigen hebräischen und aramäischen Sprache. Dazu schreibt Pinchas Lapide, ein kompetenter Kopf:

Wie schwierig es oft ist, auch sprachlich klar ge-

gliederte und exegetisch problemlose Texte in gutes Deutsch zu übersetzen, beweist das harte Ringen um die Verdeutschung der Zehn Gebote. Nach einer tagelangen Diskussion in der Vollversammlung aller Mitarbeiter der Übersetzungskommission konnte in allen Punkten schliesslich Übereinstimmung erzielt werden – mit Ausnahme des sechsten, nach katholischer Zählung des fünften Gebotes.

«Du sollst nicht töten!» So stand es in fast allen Bibelübersetzungen seit Luther, worauf sich alle Wehrdienstverweigerer und Gegner der Todesstrafe seit Generationen berufen haben. Nun steht aber in der Hebräischen Bibel das Verbum «razach», das nicht jede beliebige Art zu töten meint, sondern ausschliesslich ein Töten, das ausserhalb des Gesetzes geschieht. Es kann je nach dem Zusammenhang «ermorden», unabhängig töten oder «in Leidenschaft töten» bedeuten. Nie aber wird das Verbum gebraucht für das Töten im Krieg oder für gesetzliche Hinrichtung von Verbrechern. Es bietet daher keine Handhabe für die Abschaffung der Todesstrafe noch gegen die Ableistung des Wehrdienstes.

Um dies zu verdeutlichen, schlugen die Übersetzer zunächst vor, das Verbot mit den Worten «Du sollst nicht totschiessen!» wiederzugeben. Dagegen wandten die Juristen ein, dass Totschiessen nach deutschem Recht den Mord ausschliesst, was dem Sinn des Zehngebetes widersprechen würde. So entschied man sich, mit Buber, den Terminus zu wählen, der ein unerlaubtes Töten am stärksten disqualifiziert: «Du sollst nicht töten!» Diese wenigen Beispiele mögen gegenwärtigen, wie schwierig die Arbeit an einer sachgerechten Bibelübersetzung ist, wieviel Mühe hinter der Verdeutschung steckt und wie unbefriedigend auch die beste Übersetzung bleiben muss.

Denn jede Übersetzung übt Ersetzung im Sinn, im Klang oder in der Bedeutsamkeit, sie ist im vorhinein dazu verdammt, Ersatz zu sein.

In Lukas 22,36 rät Jesus seinen Zwölfen «Wer kein Schwert hat, der verkaufe seinen Mantel und kaufe ein Schwert!» Die Zeitgenossen entnahmen dieser Äusserung von Jesus das Gebot, sich der römischen Besatzungsmacht zu entledigen. (Zitate aus: «Ist die Bibel richtig übersetzt?» Pinchas Lapide, Bd I 1986, 5. Auflage 1955, Gütersloher Verlag, S. 37/38 und S. 112).

Oft wird von friedensbewegten Leuten Bert Brecht bemüht: «Stell dir vor, es ist Krieg und niemand geht hin.» Dieser Ausspruch, vollständig zitiert, lautet: «dann kommt der Krieg zu euch.»

Eugen Züst, Niederhof



NICHTS GELERNT

Wenn in einer richtigen Demokratie dem Lande Gefahr droht, greift jeder gesunde Bürger zum Gewehr. Das war bei uns einst selbstverständlich. Und selbstverständlich sollte auch sein, dass der Staat den Bürger dafür ausrüstet und schult. Hatten wir das geglaubt, so wurden wir arg enttäuscht, als wir im Herbst 1939 an die Grenze geschickt wurden, um im Hirtenhemd gegen Panzer zu kämpfen. Was uns das an Blut gekostet hätte, war offensichtlich verschiedenen Schweizern egal. Diese hatten nämlich für uns nichts übrig, nichts für unsere, den Anforderungen des Kampfes genügende Bewaffnung und Ausbildung. Als Dienstverweigerer wären wir ihnen sympatischer gewesen als in unserer Uniform. Erst 1938 dämmerte es ihnen langsam, dass es nicht genügte gegen Hitler zu schimpfen, dass es etwas mehr brauchte. Und am 24. September, in Zürich auf dem Helvetiaplatz, schimpften sie nicht, wie bisher üblich, gegen die Armee, sondern klagten, dass bis jetzt zuwenig für unsere Verteidigung getan worden sei, und verlangten, dass nun etwas geschehen soll. Sie hatten nicht begriffen, dass eine Milizarmee nicht von heute auf morgen kriegsgenügend gemacht werden kann. So fehlte uns einiges, um gegen Panzer zu kämpfen. Heute

wird es vielen unglaublich scheinen, dass unsere Soldaten bis im Mai 1940 noch nie Kampfhandgranaten in den Händen gehabt hatten.

Es wäre ungerecht, diese Mängel nur den Linken anzulasten, denn die bürgerlichen Parteien hatten im Parlament die Mehrheit und hätten sich durchsetzen können. Aber sie waren so nett, dass sie die Linken nicht brüskieren wollten, und andere waren so naiv, dass sie die Lage nicht beurteilen konnten. Schliesslich hatten sie doch noch begriffen, um was es ging, aber reichlich spät.

Als 1945 feststand, dass uns der Kampf gegen Panzer erspart blieb, begannen Eifrige sich mit Landesverrätern zu befassen. Dabei vergassen sie aber die, welche schuld daran waren, dass wir 1939 so vieles nicht hatten, was damals so nötig gewesen wäre. Da drängt sich die Frage auf, sind Schweizer, die ihr Vaterland wehrlos machen wollen, nicht auch Landesverräter?

Die Kriegsjahre haben uns einiges gelehrt. Wir hatten erfahren, dass wir uns nur auf uns selber verlassen können und dass wir vieles vermögen, wenn alle am gleichen Strick in der gleichen Richtung ziehen. Nun vernahmen wir von keinem mehr, der unser Land wehrlos machen wollte. Das dauerte bis 1968, als die von einem bisher noch nie gekannten grossen Wohlstand verwöhnten Jünglinge nur noch Rechte fordern und keine Pflichten mehr kennen wollen. So haben wir wieder Schweizer, die ihr Vaterland wehrlos machen wollen. Und Nette und Naive gibt es auch wieder. Wir stellen fest, dass viele aus dem, was wir erlebt haben, nichts gelernt haben. Haben sie nichts davon gehört? Haben sie es vergessen? Oder haben sie es einfach nicht begriffen?

Walter Höhn, Liestal

